

Thomas Biller

Anfänge der Adelsburg (nicht nur) im alemannischen Raum Zu Geschichte und Grundlagen der Forschung

Dieser Artikel entstand aus einem Vortrag in Göttingen, für den die „Gesellschaft für staufische Geschichte“ den thematischen Rahmen gesetzt hatte; weitere Vorgaben leiteten sich aus dem Vortragsort, dem historischen Bezugspunkt des Vereins und dem Forschungsstand ab.

Dass der Burgenbau des 11. und frühen 12. Jahrhunderts im Mittelpunkt stehen sollte, ergab sich aus dem Thema des Kolloquiums – Herzog Friedrich I. (1079–1105) –, und ebenso die Bezugnahme auf den alemannischen Raum. Dabei bieten jedoch die archäologisch und als Bauwerke wenig erforschten frühen Burgen Württembergs bisher kein „abendfüllendes“ Thema, und ein den ganzen deutschen Raum erfassender Überblick ist zur Zeit nicht allzu sinnvoll, gibt es doch durchaus aktuelle, ausführliche Veröffentlichungen dieses Inhaltes.¹ Dagegen berührt das Stichwort „staufisch“ im Vereinsnamen ein lange dominantes und bis heute diskussionswürdiges Thema der deutschen Burgenforschung, so dass es sich anbot, diese traditionelle Fragestellung und die vergleichsweise junge Erforschung der „frühen“ Burgen auch im alemannischen Raum miteinander zu verbinden und daran eine Reflexion anzuknüpfen: Wie hat sich die deutsche Burgenforschung entwickelt und welche Rahmenbedingungen waren für diese Entwicklung bestimmend?

I. Burgenforschung – auf dem Weg von der „Burgenkunde“ zur Wissenschaft

Will man die Entwicklung der Burgenforschung und ihrer Schwerpunkte ganz allgemein, vor allem aber in den letzten etwa vier Jahrzehnten verstehen, dann muss man zunächst einen Blick auf ihre Anfänge werfen. Diese liegen im 19. Jahrhundert, und sie folgten auf eine lange historische Epoche, in der die Burgen gänzlich außer Mode geraten waren. Zwar dominierte der Adel, der sie errichtet hatte, in der Epoche des Absolutismus nach wie vor die Gesellschaft, aber sein Lebensstil und damit auch der Charakter seiner Wohnsitze hatten sich gegenüber dem Mittelalter umfassend gewandelt – die Burgen waren entsprechend vernachlässigt, meist sogar aufgegeben worden, sofern sie sich nicht zu einer Modernisierung eigneten.

Die Wiederentdeckung der Ruinen, zu denen viele Burgen in dieser langen Zeit geworden waren, erfolgte unter völlig anderen Vorzeichen – die früher abweisenden Sitze politischer Macht wurden nun zu naturverbundenen Anknüpfungspunkten „romantischer“, also nicht im engeren Sinne politischer, sondern im Gegenteil höchst privater Gefühle. Und die, die diese Gefühle hatten, gehörten zu einer gesellschaftlichen Schicht, die nun auf breiter Front die Leitfunktion in der Gesellschaft übernahm und in nur wenigen Jahrzehnten den Adel endgültig aus dieser Position verdrängte. Der Zugang dieses sich emanzipierenden Bürgertums zu den Burgen war ein romantischer, gefühlsbeladener – keineswegs ein wissenschaftlich-analytischer! Zwar begann sich das Bürgertum, zu dessen positiven Merkmalen ja lebendige, immer neue Interessen und vielseitige Aktivitäten gehörten, relativ bald auch für die Ruinen zu interessieren, die man am Sonntag erwanderte, wo man über die „nationale Frage“ sinnierte und manchmal auch für einschlägige Ziele Kundgebungen veranstaltete wie etwa auf der Wartburg 1817 oder auf dem Hambacher Schloss 1832. Spätestens seit etwa 1860 findet man in dem kraftvoll sich entfaltenden Publikationswesen der verschiedenen deutschen Staaten immer mehr Aufsätze und dann auch bereits erste Bücher über Burgen – und zwar solche, die nicht mehr nur romantisch beschwören, sondern die durchaus schon historisch und architekturgeschichtlich fragen.²

Aber diese Art von Interesse für die Burgen existierte fast ein Jahrhundert lang in einer auffälligen Trennung von der eigentlichen Wissenschaft, wie sie damals im Wesentlichen an den Universitäten und Akademien betrieben wurde, und das zeigte sich in einer Vernachlässigung der gedanklichen Grundlagen. Dass es einer klaren Fragestellung bedurfte und einer Verortung in der Systematik der Wissenschaften, dass es eine analytische Methodik zu entwickeln und einzuhalten galt, dass man nicht beim reinen Sammeln und der Betrachtung des Einzelfalles stehen bleiben durfte, sondern Kategorien, Interpretationen und Würdigungen anstreben sollte – das alles spielte lange keine nennenswerte Rolle.

Warum das so war, warum insbesondere die etablierte Wissenschaft so lange auf Distanz blieb, kann man nur mutmaßen. Wahrscheinlich war den Wissenschaftlern jener Zeit das Thema „Burgen“ zunächst einfach zu randständig, um es mit höherem Aufwand in den Griff zu nehmen. Damals kamen dafür im Wesentlichen nur Historiker und Kunsthistoriker infrage – die Archäologie war noch in den Anfängen und auf die Antike beschränkt, von wissenschaftlicher Befassung mit älterer Architektur bzw. mittelalterlicher „Baugeschichte“ war an den höheren Bildungsanstalten noch keine Rede. Und Wissenschaftler in diesem Sinne waren damals nur ganz wenige

– völlig anders als heute, wo ein eindrucksvoller Prozentsatz jeder Generation die Universitäten besucht und sich daher auch für sehr spezialisierte Themen Interessenten finden.

Wohl deswegen blieben die Burgen weitgehend der Heimatforschung und den begeisterten Laien überlassen. Wo doch einmal ein Historiker zugriff, ging es um Besitzer- bzw. Adelsgeschichte, die Bauten als solche blieben weitgehend unbehandelt.³ Das grundlegende Werk des mecklenburgischen Juristen Otto Piper, die „Burgenkunde“ von 1895,⁴ zergliederte andererseits die Burgen vor allem nach Bauteilen und vernachlässigte schon die Frage nach der Entwicklung des baulichen Typus bzw. nach der funktionalen Gesamtheit einer Burganlage, und erst recht jene nach dessen historischer Bedingtheit. Und ein „selfmade“-Architekt wie Bodo Ebhardt (1865–1945) ging in seinen Werken zwar geographisch weit über Deutschland hinaus, blieb dabei letztlich aber auch nur ein Sammler und Betrachter ausgewählter baulicher Details, ohne nennenswerten interpretatorischen Ansatz selbst auf architekturgeschichtlicher Ebene.⁵

Eine kritische Sichtung der Literatur, die bis heute umfangreich, extrem verstreut und daher nur sehr schwer zu überschauen ist, führt letztlich zu der Erkenntnis, dass ein langsames Vordringen wissenschaftlicher Methoden, aus verschiedenen Richtungen, auf dieses bis dahin fast ausnahmslos von Nicht-Wissenschaftlern beackerte Feld erst deutlich nach dem Zweiten Weltkrieg festzustellen ist, etwa seit den 1960-er Jahren. Damals hatte Deutschland die Nachkriegszeit überwunden, der Wirtschaftsboom hatte Fahrt aufgenommen, die Zahl der Universitätsabsolventen stieg – erste Kapazitäten begannen frei zu werden für die Befassung auch mit Gegenständen, die bis dahin im akademischen Bereich keine große Rolle gespielt hatten. Aus diesen Umständen heraus begannen nun Wissenschaftler verschiedener Fächer, sich auch mit Burgen zu befassen. Dies geschah langsam und weiterhin fast immer in Form von Einzelfall- oder regionalen Studien, aber – und das ist das Entscheidende – es geschah nun auf dem Fundament wissenschaftlicher Methodik! Durchdachte und klar begrenzte Fragestellung, Vollständigkeit der Faktenerfassung, Sorgfalt der Analyse, Logik in den Rückschlüssen, Ausarbeitung und Darlegung der Ergebnisse vor allem in Form einer Publikation – diese fundamentalen Elemente der Wissenschaft dringen letztendlich erst seit knapp einem halben Jahrhundert in die Burgenforschung vor, nachdem sie vorher nur eher zufällig und vereinzelt anzutreffen waren, nachdem insbesondere das Sammeln und Beschreiben ohne eigentlich analytischen Ansatz lange das Feld beherrscht hatte.

Trotz dieser langjährigen positiven Entwicklung sind wir heute noch weit von einer halbwegs vollständigen wissenschaftlichen Durchdringung des Burgenbestandes im ehemals deutschen Sprach- und Kulturraum entfernt. Wenn man davon ausgeht, dass es in Deutschland, in heutigen staatlichen Grenzen, etwa 25 000 mittelalterliche Adelssitze resp. Burgen gab – Belege für diese Zahl folgen –, dann ist es jedem klar, der halbwegs einen Überblick über die Literatur hat, dass nur ein geringer Prozentsatz dieses enormen Bestandes bisher detaillierter bzw. monographisch untersucht ist. Hinzu kommt, dass die Umstände den Forschern nur selten ein interdisziplinäres Arbeiten ermöglichen, weswegen durchaus sorgfältige historische Studien oft ganz unverbunden neben ebenso langwierig erzielten Ausgrabungsergebnissen oder detailorientierter Bauforschung stehen, ohne dass daraus ein Ganzes geworden wäre.

Und fragt man sich, inwieweit unter diesen schwierigen Umständen zumindest ein zuverlässiger Überblick über den Gegenstand „mittelalterliche Burg im deutschsprachigen Raum“ erarbeitet worden ist, dann ist im Grunde auch dort Fehlanzeige zu vermelden. Zwar gibt es ein dickleibiges „Lexikon der deutschen Burgen und Schlösser“⁶, aber dieses erschien schon 1958–61, zudem auf der Grundlage eines Manuskriptes, das bereits 1943 abgeschlossen gewesen war. Dieses Werk ist daher – bei aller Verdienstlichkeit – natürlich seit langer Zeit überholt; insbesondere spiegelt es noch nicht den qualitativen Sprung der letzten 40 Jahre mit seiner anschwellenden Fülle von zuverlässigen Ergebnissen. Da dies seit langem bekannt ist, hat es schon vor 25 Jahren – als Westdeutschland wirtschaftlich noch dynamisch vorwärts strebte – einen groß angelegten Versuch gegeben, ein neues, umfassender und strenger konzipiertes deutsches Burgenlexikon ins Werk zu setzen. Dieser Versuch scheiterte jedoch schon im Ansatz, vordergründig an Finanzierungsproblemen, in Wahrheit aber an den Befürchtungen gewisser staatlicher Institutionen, die ihre Existenzberechtigung durch ein solches „externes“ Projekt in Frage gestellt sahen. So blieb uns von diesem engagierten Ansatz leider nur ein Vorbericht,⁷ der aber neben einigen lesenswerten Erwägungen grundsätzlicher Art auch eine wissenschaftliche Hochrechnung der vermutbaren Zahl der Burgen enthält. Demnach hat es auf dem Gebiet der damaligen, „alten“ Bundesrepublik 17 000 bis 18 000 Burgen gegeben, und wenn man dies einmal auf der Grundlage der Flächen, also grob vereinfacht, auf das heutige Deutschland hochzurechnen versucht,⁸ dann kommt man, „konservativ“ geschätzt, auf die schon genannten 25 000 Burgen⁹ – eine enorme Zahl, welche die heute in irgendeiner Form erhaltenen Burgen um ein Mehrfaches überschreitet! Dabei muss man sich außerdem verdeutlichen, dass der deutsche Sprach- und

Kulturraum des Mittelalters etwa anderthalb- bis zweimal so groß war wie das heutige Deutschland.¹⁰ Es wird damit sicherlich deutlich, dass Burgen alles andere als vereinzelte ästhetische oder gar „romantische“ Akzente lediglich in bestimmten Landschaften gewesen sind, wie es ihrer heutige Rolle im öffentlichen Bewusstsein entspricht – ganz im Gegenteil waren sie ein Massenphänomen, das als solches eine vom Adel dominierte bzw. „feudale“ Gesellschaftsordnung widerspiegelte.

Nachdem allein die Erfassung der deutschen Burgen – von ihrer detaillierten Erforschung ganz abgesehen – damit eindeutig eine Aufgabe von monumentaler Dimension ist, könnte man erwarten, dass zumindest einfachere Formen der Übersicht vorlägen – etwa als „Burgenkarte“, die es für die Schweiz und für Südtirol gibt¹¹ und die neben der Erfassung im Kartenbild zumindest Stichworte zu den einzelnen Burgen enthält. Aber auch dies ist in Deutschland nicht einmal angestrebt, obwohl unser Kulturföderalismus die Chance böte, es in bewältigbaren Abschnitten, nämlich nach Bundesländern zu realisieren.¹²

Beschäftigung mit deutschen Burgen bedeutet also – so darf ich ein erstes Mal zusammenfassen – Arbeit in einem weitgehend unerforschten Raum, in dem zwar manche Bauten und einige wenige Regionen nach Bestand und Erforschungsgrad hervortreten, aber eine weit größere Zahl bisher in einer Art „wissenschaftlichem Nebel“ verborgen bleibt, der im Wesentlichen aus Unwissen und meist sehr alten, mehr oder minder spekulativen, jedenfalls aber nicht sorgfältig überprüften Behauptungen besteht.

Wendet man sich nun der anderen Seite dieser wissenschaftlichen Beziehung zu, nämlich den Forschern, die sich bemühen, den Dschungel der ungeklärten Fragen zu lichten, so ist wohl aufgrund des bisher Gesagten deutlich geworden, dass im Grunde nur langfristige und solide finanzierte Projekte die Chance bieten könnten, ein so enorm materialreiches Gebiet von so grundsätzlicher historischer und kulturgeschichtlicher Bedeutung wirklich zu erhellen. Basis für solche Projekte könnten aber nur Institutionen sein, die Burgenforschung zu einem dauerhaften Ziel erklären, und die vor allem mit einer personellen und finanziellen Grundausstattung versehen sind, die ihnen die Verfolgung dieses Ziels auch wirklich und nachhaltig ermöglichen. Da das Bewusstsein der meisten Burgenforscher durch die völlig andersartige, mühevollen Ebene geprägt ist, auf der sie arbeiten, will ich durch ein Beispiel veranschaulichen, was ich damit meine, nämlich durch eine Institution, mit der man als deutscher Burgenforscher in professionelle Berührung kommen kann, allerdings nur, wenn man sich außerdeutschen Themen zuwendet. Der Auf-

gabenbereich des „Deutschen Archäologischen Instituts“ nämlich hat sich aus den Grabungen im klassischen Griechenland und im Vorderen Orient entwickelt, und das DAI ist daher schon seit dem 19. Jahrhundert direkt dem Außenministerium unterstellt, zu dem es bis heute gehört. Personell und finanziell solide ausgestattet, hat es eine anhaltende Blüte archäologischer Forschung hervorgebracht, die auch Arbeiten an aufgehend erhaltenen, mittelalterlichen Bauten umfasst – aber eben definitionsgemäß ausschließlich im Ausland.

Nur eine vergleichbare, in ihren Zielen eindeutig wissenschaftliche Institution würde auch die Burgenforschung in Deutschland auf eine tragfähige Basis stellen können und ihr ein nachhaltiges und systematisches Arbeiten ermöglichen, über den Einzelfall und die Region hinaus – aber es gibt keinerlei Ansätze in dieser Richtung. Was existiert, ist lediglich ein gewisser Blütenstrauß von Vereinen, die sich mit Burgen beschäftigen, deren Schwerpunkte aber variieren und deren Tätigkeit vielerlei Einschränkungen unterliegt. Gerade wenn sich ein solcher Verein – was eher die Ausnahme ist – wirklich primär der Forschung verpflichtet fühlt, hat er in der Regel große Schwierigkeiten, nennenswerte Gelder zusammenzubringen. Tragbar ist in der Regel nur eine Vereinszeitschrift mit kleinen Aufsätzen, auch gelegentliche Tagungen und Sonderpublikationen, aber längerfristige Forschungsprojekte mit wirklich wissenschaftlicher Zielsetzung überschreiten die Möglichkeiten grundsätzlich. Denn solche Vereine werden ja in der Regel überwiegend nicht von Wissenschaftlern getragen, sondern von Laien, die durchaus mit Recht eher Unterhaltung und Bereicherung der Freizeit erwarten als mühsame und schwer verständliche Detailarbeit, was im Falle eines hohen kulturellen Anspruchsniveaus durchaus auch einmal Forschung bedeuten kann, aber in der Regel eher nicht.

Ein weiteres Problem, das man bei langjähriger Tätigkeit in der Burgenforschung in aller Regel kennen lernt, ist die Tatsache, dass jene staatlichen Institutionen oder privaten Stiftungen, deren Zweck die Forschungsförderung ist, eine gewisse Distanz zur Burgenforschung zu halten pflegen. Darin spiegelt sich zwar nicht das Fehlen seriöser Projekte, die es durchaus gibt, wohl aber eine bei diesem Thema ausgesprochen traditionsreiche Mischung von eindeutig wissenschaftlichen Vorhaben und solchen, die laienhafter Begeisterung entspringen, dabei aber von der Zielsetzung und den Methoden her keine neuen und qualitätvollen Ergebnisse hervorbringen können. Es ist selbst für ausgesprochene Spezialisten oft sehr schwierig, die Kompetenz des Antragstellers und den Sinn des formulierten Themas zutreffend einzuschätzen – um wie viel mehr muss dies für die Referenten der betreffenden Institutionen gelten, die in der Regel ein weitaus breiteres Gebiet zu betreuen

haben und eher selten mit dem baulichen und historischen Typus der Adelsburg in Berührung kommen.

Unter den skizzierten Umständen kann es nicht überraschen, dass die Burgenforschung in Deutschland bis heute so gut wie ausschließlich von Einzelpersonen getragen wird. Zwar ist sie inzwischen der Beschränkung auf eine reine Freizeitbeschäftigung entwachsen, und es sind auch oft fachlich beschlagene Beschäftigte staatlicher Einrichtungen, die auf diese oder jene Art über Burgen forschen – aber das bedeutet durchaus noch nicht, dass Burgenforschung dort *institutionell* verankert sei. Vielmehr zeigt genauere Betrachtung stets, dass solche Persönlichkeiten lediglich einen Spielraum nutzen, den ihr Amt bietet, um einen Akzent zu setzen, der ihnen persönlich nahe liegt; ein anderer an ihrer Stelle würde sich um anderes bemühen, und ihre Nachfolger tun das in der Regel auch – womit die Burgenforschung dort dann wieder in der Vergessenheit versinkt.

Als Beispiele seien einige wichtige deutschsprachige Burgenforscher angeführt, die in den vergangenen Jahrzehnten aktiv waren bzw. es gegenwärtig sind.

Werner Meyer, Geschichtsprofessor in Basel, hat fast 40 Jahre lang als Archäologe und Historiker mit großer internationaler Anerkennung Burgenforschung in der Schweiz getrieben, und ist seit einigen Jahren emeritiert.¹³ Seinen Lehrstuhl hat er zwar prägen können, aber vor allem unter der Überschrift der „Kulturgeschichte des Mittelalters“ – und ob ein gegenwärtig noch unbestimmter Nachfolger darunter weiterhin auch archäologische Burgenforschung verstehen wird, ist ganz offen.

Mit fast denselben Worten könnte man Hans Janssen beschreiben, seit 2002 im Nebenberuf Professor für „Materielle Kultur des Mittelalters, insbesondere Burgen“ an der Universität Utrecht¹⁴ – und dabei bleibt zu beachten, dass beide Herren nicht etwa in Deutschland arbeiten, sondern in Nachbarländern!

Hans-Martin Maurer, den ich in Göppingen nicht vorstellen muss, hat seinen direkten Zugriff auf die Quellen insbesondere des württembergischen Raumes im Laufe der Jahrzehnte zu zahllosen Arbeiten genutzt, die – weit über Baden-Württemberg hinaus – geholfen haben, Charakter und Entwicklung der deutschen Adelsburg grundsätzlich zu klären. Dass er als Archivdirektor auch völlig andere Themen hätte betonen können, liegt auf der Hand – zumal er es durchaus *auch* getan hat.¹⁵

Als viertes Beispiel eines sehr aktiven Burgenforschers unserer Zeit will ich Reinhard Schmitt nennen, der Leiter des Sachgebiets Bauforschung im Landesamt für Denkmalpflege Sachsen-Anhalt in Halle ist. Er betreibt ebenfalls seit Jahrzehnten Burgen- (und Kloster-) Forschung in seinem Heimatland, aber selbstverständlich

hätte er seine Arbeit auch auf Sakralbauten oder Bürgerhäuser konzentrieren können – oder, wie in der Denkmalpflege oft unvermeidbar, auf jeweils das, was gerade ansteht.

Und als wohl letzte Möglichkeit eines Burgenforschers, eine institutionelle Heimat zu finden – neben den genannten Beispielen der Universitäten und Archive und der Denkmalpflege – seien die vergleichsweise seltenen, aber hochrangigen Akademien der Wissenschaften genannt. Hier haben wir mit Tomáš Durdík in Prag einen Archäologen, der auf dem Gebiet der Burgenforschung höchst aktiv ist, unter anderem durch Herausgabe von Lexika und einer inhaltsreichen und dicht erscheinenden Schriftenreihe über die sehr aktive tschechische Burgenforschung; an Deutschlands Akademien der Wissenschaften fehlt ein weiteres Mal jedes Vergleichsbeispiel.

Versucht man also, die gegenwärtige Lage der Burgenforschung in Deutschland knapp zusammenzufassen, so befinden wir uns zweifellos in einer langgezogenen Situation des Überganges. Einerseits beherrschen noch immer die durch ständige Wiederholung enorm verfestigten, aber fast immer unzureichend fundierten Theorien und Spekulationen des 19. Jahrhunderts das Feld – umso mehr, je eher wir uns unter Laien bewegen. Andererseits gibt es seit rund vierzig Jahren erfreulicherweise immer mehr Forschung im engeren Sinne bzw. seriös fundierte Interpretation, aber diese ist mangels gesicherter organisatorischer Fundamente nach wie vor auffällig verstreut, sie entspringt einzelnen Köpfen und besteht aus einzelnen Äußerungen, die sich günstigstenfalls mit viel Mühe zu einem mosaikhafte, ständig sich fortentwickelnden Bild zusammenfügen lassen.

II. Die „staufische“ Burg – ein kunsthistorischer Mythos und seine Folgen

Mit der Entstehung der Theorie von der „Stauferburg“ habe ich mich vor zehn Jahren in einem Buch¹⁶ auseinandergesetzt und muss daher meine Ergebnisse nur resümieren. In den 1930er Jahren, gut ableitbar als Spätfolge typisch wilhelminischer Betrachtungsweisen, wurde demnach in der Kunstgeschichte ein Verständnis der profanen und sakralen Spätromanik propagiert, in dem die Staufer nicht nur als die regierende, starke Dynastie zwischen dem mittleren 12. und dem mittleren 13. Jahrhundert gesehen wurden, sondern weit darüber hinaus als Erzeuger eines ebenso mythischen wie letztlich nebelhaften Kraftfeldes, das vermeintlich der gesamten Epoche ihre Form gegeben habe.

Die Suche nach den Ursprüngen solch suggestiver Bilder führt sowohl bei den Historikern wie bei den Kunsthistorikern zu stark diskutierten Wissenschaftlerpersönlichkeiten. 1927 erschien Ernst Kantorowicz' Werk über „Kaiser Friedrich II.“, dessen extrem kaiserzentrierte, mythisch überhöhende Sehweise damals zu heftigen Fachdiskussionen führte.¹⁷ 1935 folgte das Werk „Die Kunst der deutschen Kaiserzeit“ aus der Feder des damals schulbildenden Kunsthistorikers Wilhelm Pinder.¹⁸ Von Pinders allzu zeitbezogener Denkweise war unübersehbar Walter Hotz geprägt, der dann bis in die 1980-er Jahre hinein in zahlreichen Publikationen das stark vereinfachte und daher auch zunehmend populäre Bild eines vermeintlich „staufischen“ Burgenbaues entwickelte und verbreitete.¹⁹ Dieses Bild war erfreulicherweise in seiner Terminologie frei von den „völkischen“ Elementen Pinders, aber leider auch in Bezug auf sein historisches Grundverständnis nochmals deutlich diffuser – denn dort wurde der gesamte Adel implizit, ohne jede analytisch brauchbare Erläuterung, einfach zu sog. „Willensträgern“ der staufischen Könige und Kaiser erklärt, in konsequenter Negierung der komplexen sozialen und politischen Strukturen des Reiches und der vielfältigen Konfliktsituationen der Epoche – die Pinder noch durchaus angesprochen hatte.

Gerade für die herrschaftlichen Profanbauten des 12./13. Jahrhunderts, also für die Pfalzen und Burgen, ist diese „nach-wilhelminische“ Sehweise lange wirkungsvoll geblieben, obwohl insbesondere die Historiker sich bald und entschieden gegen unhistorische Begriffe wie „Kaiserdom“²⁰ oder auch „Kaiserpfalz“ wandten. Noch die aufwändige „Staufer-Ausstellung“ 1977 förderte letzte Nachwirkungen dieser mythisch-populistisch gefärbten Betrachtungsweise zutage. Zwar fand man in der Ausstellung selbst und in ihrem Katalog sehr differenzierte Darstellungen der Burgen- und Pfalzenthematik, insbesondere von Hans-Martin Maurer von historischer Seite, aber auch etwa von dem Kunsthistoriker Fritz Arens, der eine sehr sachliche, insbesondere von seinen Forschungen in der Pfalz Wimpfen ausgehende Darstellung vorlegte.²¹ Wer aber seinerzeit die zahlreichen Bücher und Büchlein betrachtete, die im Umkreis der Ausstellung aus kommerziellem Interesse oder im Sinne von „public relations“ entstanden, oder wenn man dem zuhörte, was regionale Politiker, Heimatvereine und Tourismusbüros zum Thema „Staufer“ in Prospekten, Reden u. ä. äußerten, dann war sehr deutlich, dass das überhöhende, mythisch glühende Bild der Staufer damals noch recht lebendig war, von den analytischen Fragen der Wissenschaft nur recht wenig angeätzt.

Inzwischen allerdings scheint es so, als ob dieses Bild entscheidend an Kraft verloren hätte. Als ich 1993 zum erstenmal auf die mangelnde logische Struktur

des Hotz'schen Bildes von den Staufern und den Burgen der staufischen Epoche hinwies, und dessen Hintergründe aus der Frühzeit des Nazis zitierte, da hielt sich der Aufschrei in engen Grenzen. Es scheint daher so, als sei hier etwas, das von Anfang an auf tönernen Füßen stand, recht undramatisch zerbröckelt, vielleicht einfach mit einem Generationswechsel. An seine Stelle kann nun hoffentlich Schritt für Schritt ein differenzierteres Bild treten, das von den Historikern in langer Arbeit entwickelt wurde, das allerdings auch schwieriger nachzuvollziehen ist und daher größere Probleme mit seiner „populären“ Wirkung haben und behalten dürfte.

In heutiger Sicht – nicht der Sicht eines Historikers, sondern der eines Architekturhistorikers, der durchaus die verständnisvolle, gezielte Hilfe der Historiker braucht, um seinen Gegenstand zu verstehen – also kann man die Zeit der Staufer gewiss nicht mehr einseitig als strahlenden Höhepunkt des Mittelalters sehen. So wirkungsvoll Gestalten wie insbesondere Friedrich I. und Friedrich II. auch waren, so sehr sie also an ihrem eigenen Mythos mitgewirkt haben, so wenig kann man heute noch schweigend übergehen, wie gerade Friedrich II. dazu beigetragen hat, die durchaus problematischen Grundlagen einer neuen Epoche zu schaffen, in der die Einheit des Reiches verloren ging, und in der der vermeintlich so abhängige Adel, von den Fürsten bis zum Niederadel, die Macht in Brocken unterschiedlichster Größe unter sich verteilte – was sich übrigens im damals einsetzenden „Boom“ der Burgen weit eher spiegelt als eine vermeintliche Stärke der Zentralgewalt.

III. Die Entstehung der Adelsburg – ein neues Thema der Burgenforschung

Die heute zumindest in Fachkreisen selbstverständliche Erkenntnis, dass es bereits vor der Regierungszeit der Staufer – also spätestens im 11. Jahrhundert und in der 1. Hälfte des 12. Jahrhunderts – in Deutschland einen Burgenbau des Adels gegeben hat, kam natürlich nicht von einem Tag auf den anderen, sondern sie ist langsam gewachsen. Relativ frühe Einzelerkenntnisse, die das belegen können, bezogen sich etwa auf die „Motten“, die in Frankreich und England schon im 19. Jahrhundert als mittelalterliche Burgform erkannt waren,²² und deren Existenz wenig später auch in Deutschland bewusst wurde,²³ oder auf den Burgenbau Heinrichs IV., den nicht nur Historiker aus zeitgenössischen Schriftquellen kennen, sondern dessen bauliche Reste – etwa auf der Harzburg und dem Sachsenstein – schon früh als solche angesprochen wurden.²⁴

Dass es sich bei derartigen Burgen vorstaufiger Entstehung aber nicht um isolierte Einzelercheinungen gehandelt hat, sondern um Aspekte eines umfangreichen und beachtlich komplexen Phänomens – dessen entwicklungsgeschichtlicher Stellenwert sich mit jenem der stauferzeitlichen „Boom“-Phase durchaus messen kann oder ihn vielmehr sogar übertraf –, ist erst durch ein Einzelereignis ins Bewusstsein einer nicht nur fachlichen Öffentlichkeit gerückt worden, nämlich durch die „Salier-Ausstellung“ 1991 in Speyer mit den dazu erschienenen beiden Bänden „Burgen der Salierzeit“.²⁵

Im wiederum dynastisch verankerten Titel dieser Veröffentlichung erblickten damals manche Fachleute einen problematischen Nachklang des „Stauferburgen“-Mythos bzw. ein bewusst formuliertes Pendant zu dem vermeintlich etablierten Begriff. Solche Befürchtungen, hier würde nun fahrlässig ein neuer Mythos in die Welt gesetzt, nachdem man den älteren mühsam genug auf seinen historisch-architekturgeschichtlichen Kern zurückgeführt hatte, haben sich aber zum Glück nicht bestätigt. Vielmehr ist inzwischen festzustellen, dass in der Literatur der letzten 15 Jahre zwar manchmal von „salischem“ Burgenbau die Rede ist, dass sich aber generell eher die Formulierung des „frühen“ Burgenbaues eingebürgert hat, wenn man die Zeit vor der Mitte des 12. Jahrhunderts meint.²⁶

Ich will zum Abschluss einen kleinen Überblick über den regionalen Forschungsstand zum „frühen“ Burgenbau zu geben versuchen, anhand zusammenfassender Arbeiten und einiger besser erforschter Beispiele aus dem alemannischen Südwesten des mittelalterlichen deutschen Sprach- und Kulturraumes. Dabei werde ich zunächst die Beiträge der Historiker ansprechen, die hier von erhöhter Relevanz waren, dann jene der Mittelalterarchäologie; die historische Bauforschung, mein eigenes Fach, spielt hier nur eine geringe Rolle.²⁷ Dem muss ich jedoch meine Überzeugung vorausschicken, dass Burgenforschung nur dann weiterführende Ergebnisse hervorbringen kann, wenn sie interdisziplinär an die Sache herangeht. Und mit interdisziplinär meine ich nicht das allzu verbreitete Nebeneinanderstellen verschiedener – und oft sogar widersprüchlicher – Forschungsergebnisse zum gleichen Thema, sondern ich meine die Diskussion solcher methodisch zunächst „einseitigen“ Beiträge mit dem Ziel, eine gemeinsame und in sich widerspruchsfreie Deutung des Phänomens zu erarbeiten. Denn dem steht leider oft noch immer die große Unterschiedlichkeit fachspezifischer Denktraditionen entgegen.

Die Geschichte bzw. Mediävistik ist eine ausgesprochen etablierte Disziplin, die ihr Material seit beachtlicher Zeit ordnet und sichtet, und man mag ihr daher

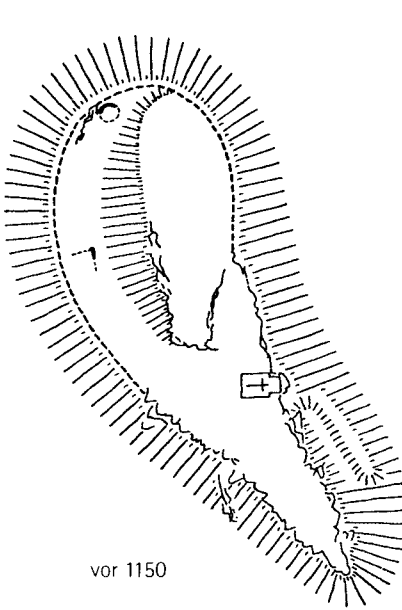
wirklich neue Erkenntnisse vielleicht weniger zutrauen als „jungen“ Disziplinen wie der Mittelalterarchäologie und der Historischen Bauforschung, die beide ständig in bisher ungesichtetes Material vordringen. Mit dieser Einschätzung liegt man jedoch falsch: Es kommt offenbar nicht nur auf Kenntnis der Quellen und interpretatorische Kompetenz an, sondern noch mehr auf das Stellen der richtigen Fragen. Und gerade auf dieser Erkenntnisebene hat der alemannische Raum Wichtiges beigetragen.

Hans-Martin Maurer hat – insbesondere in seinem Aufsatz „Die Entstehung der hochmittelalterlichen Adelsburg in Südwestdeutschland“ von 1969, aber auch an vielen anderen Stellen²⁸ – die Erkenntnis herausgearbeitet, dass die Höhenburgen des Hochadels seit der 2. Hälfte des 11. Jahrhunderts aufkommen. Dies leitet er – auch gestützt auf ältere Forschungen zur frühen Entwicklung des Adels²⁹ – vor allem davon ab, dass in dieser Zeit die Nennung der Familien resp. Dynastien nach ihren Sitzen aufkommt, und unter diesen Sitzen insbesondere nach landschaftlich dominanten Höhenburgen.

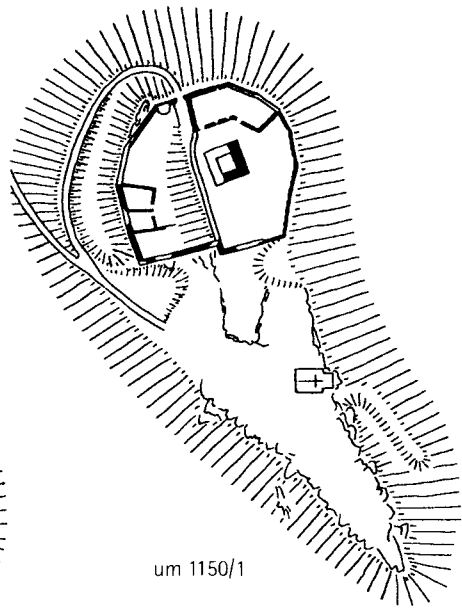
Diese Meinung hat sich inzwischen stark verbreitet, und sie ist anderswo untermauert und ergänzt worden. So hat etwa Christian Wilsdorf die Nennungen früher Adelsburgen im Elsass untersucht und dabei festgestellt, dass sich für die bedeutende Grafenburg Hoh-Egisheim bei Colmar (Abb. S. 146) sogar schon in den beiden ersten Jahrzehnten des 11. Jahrhunderts nachweisen lässt, dass sie dauerhafter Wohnsitz der Grafenfamilie war.³⁰ Damit ist immerhin angedeutet, dass die Entwicklung, die in Baden-Württemberg und besonders Innerschwaben erst nach 1050 belegbar wird, am Oberrhein vielleicht schon früher, um 1000 eingesetzt hatte – und man muss sich die Frage stellen, ob hier nicht wieder einmal eine Entwicklung von Westen kam, insbesondere aus dem französischen und burgundischen Raum, die dann immer später greifbar wird, je weiter man nach Osten vordringt.

Dieselbe Frage drängt sich auf, wenn man sich mit den Veröffentlichungen von Werner Meyer auseinandersetzt, der ebenfalls Historiker ist, dessen Interpretationen aber primär auf zahlreichen Burgengrabungen in der Schweiz beruhen.³¹ Auch er kommt nämlich zu dem Ergebnis, dass die Anfänge der Adelsburgen weit vor die Mitte des 11. Jahrhunderts zurückgehen müssen, nämlich sogar ins 10. Jahrhundert. Er bringt sie dabei in engen Zusammenhang mit dem Rodungsgeschehen jener Zeit, das fraglos zu wesentlichen Teilen von den Burgherren mitgetragen wurde.

Meines Erachtens weisen solche Feststellungen im Elsass und in der Westschweiz darauf hin, dass die mit Recht sehr beachteten Interpretationen von Hans-Martin Maurer im Grunde nicht die Entstehung der Adelsburg als Bautypus erfassen, sondern dass sie eher eine psychologische Folge dieser Entstehung herausarbeiten. Die

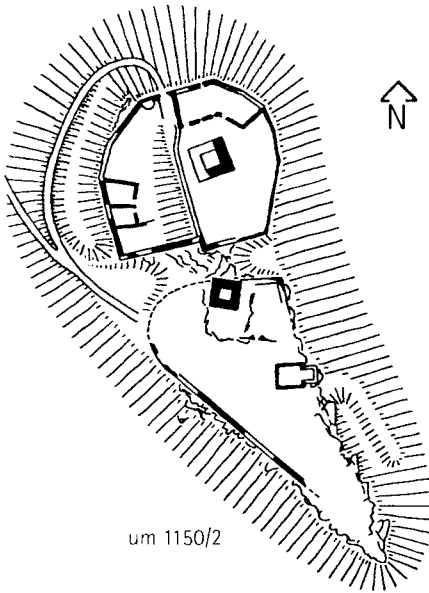


vor 1150

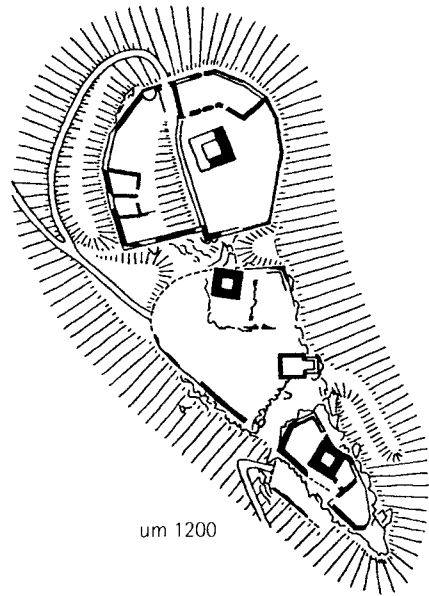


um 1150/1

50 m



um 1150/2

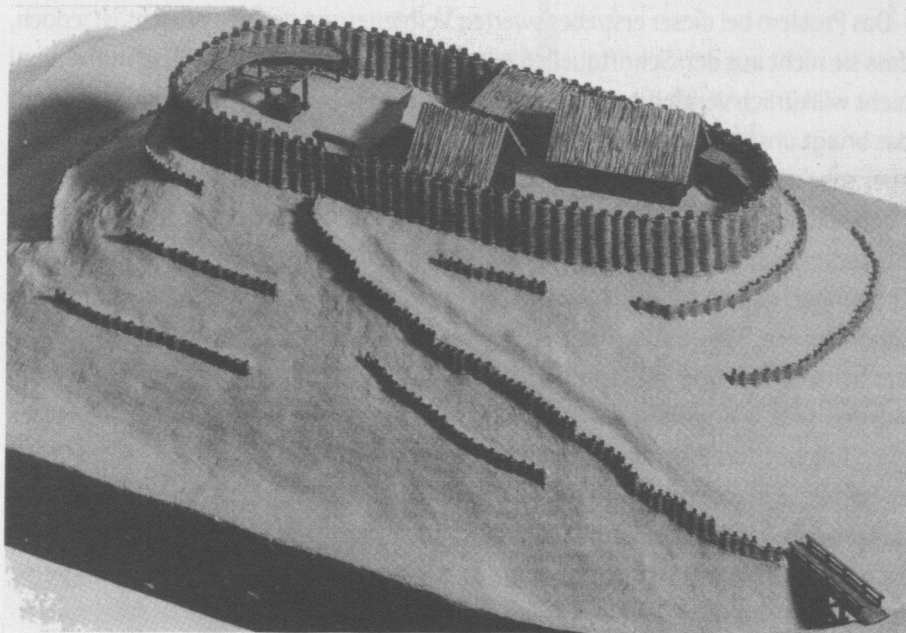


um 1200

Hoh-Egisheim bei Colmar (Oberelsass), Entwicklungsschemata der Grafenburg nach unveröffentlichten Forschungen des Verfassers.

Verlagerung der Adelssitze auf landschaftsbeherrschende Höhen und die Herausbildung steinerer, symbolträchtiger Architektur, insbesondere von Türmen, ist in engstem, gegenseitig sich bedingendem Bezug zu Entwicklungen eines besonderen Selbstbewusstseins zu sehen, das nun eine neuartige Adelsschicht entwickelte – eine Adelsschicht, die weit zahlreicher war als die kleine Gruppe königsnaher Fürsten und weitaus breiter im Lande verankert. Die Veränderung von Bauplatzwahl und Architektur war dabei notwendige Voraussetzung dafür, dass sich der Adel nach diesen nun identitätsstiftenden Wohnsitzen zu nennen begann – und erst diese neuartige, die Familie statt der Einzelperson betonende Art von Namen ist es, die quellenmäßig fassbar wurde! Eine gewisse Verzögerung zwischen der Entwicklung der Höhenburg als Bautypus und den ersten Nennungen von Adelsfamilien nach Burgen scheint also durchaus erklärlich und muss m. E. nicht zu einer kontroversen Diskussion führen, ob das späte 11. Jahrhundert oder vielleicht bereits das 10. Jahrhundert die ersten Adelsburgen oder zumindest ihre Vorformen gesehen hat.

Wenn man also die frühe Entwicklung der Adelsburg fassen will, tut man durchaus gut daran, den Blick von den besonders hohen und dominanten Bergen zu lösen, und sich auch im unauffälligeren Flach- und Hügelland umzusehen, was auf viele der schweizerischen Burgengrabungen durchaus zutrifft. Dort nämlich dürfte es



Salbüel im Kanton Luzern (Schweiz), Rekonstruktion des Zustandes um 1000 nach Grabungsbefunden von Werner Meyer.

a priori Entwicklungen vom Herrschaftshof zur kleinen Burg gegeben haben, die für die Ausbildung des Bautypus entscheidend waren, die aber mit den Mitteln des Historikers eben nicht zu fassen sind – weil nämlich kaum die betreffende Adelsschicht in den Quellen des 10. bis 12. Jahrhunderts erscheint, und ihre Burgen noch viel weniger.³²

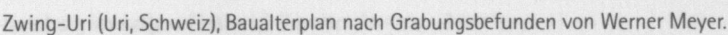
Auch im Rheinland ist jüngst die Interpretation unterstützt worden, die das Aufkommen eines vom Königtum und den Grafen relativ unabhängigen Adels und Burgenbaues ins 11. Jahrhundert setzt. Allerdings hat Manfred Groten³³ sich in dem betreffenden Aufsatz ausschließlich auf Schriftquellen gestützt – was ein Problem verdeutlicht. Denn mittels Schriftquellen lassen sich in dem extrem burgenreichen Rheinland für diesen Zeitpunkt um 1080 letztlich nur sechs Burgen fassen – und das wirft Fragen statistischer Natur auf, zumindest wenn Groten auf dieser Quellengrundlage ein wirklich „plötzliches“ Auftreten der Adelsburgen vorschlägt und es mit der Unmündigkeit Heinrichs IV. (1056–65) in Verbindung bringt. Hier muss man doch überlegen, ob nicht ein verbreitetes, d. h. auf viel mehr Burgen gestütztes Detailwissen zu einer Differenzierung unserer Sicht führen müsste, d. h. zu der Erkenntnis, dass sich der Prozess eben doch länger hinzog und nicht nur von einem einzelnen politischen Ereignis bedingt war.

Das Problem bei dieser erstrebenswerten Verbreiterung unseres Wissens ist jedoch, dass sie nicht aus den Schriftquellen heraus stattfinden kann, weil diese nun einmal nicht willkürlich vermehrbar sind. Es wäre also ein Wechsel der Methode nötig, und das bringt uns einerseits zur Archäologie und andererseits endgültig in eine andere, aber schon mehrfach berührte Region, nämlich in die Schweiz.

Ich will mit diesem Sprung in den Alpenraum nicht etwa behaupten, es habe im deutschen Raum anderswo keine Burgenarchäologie gegeben³⁴ – als vereinzelte Grabungen gab es sie vielfach, als systematisches Programm etwa im Rheinland schon in den 1950er/60er-Jahren.³⁵ Aber unbestreitbar ist nun einmal, dass in der Schweiz seit über 40 Jahren so systematisch und aufwändig Burgen ergraben worden sind wie praktisch nirgendwo anders in Mitteleuropa. Und dabei kamen eben Erkenntnisse über eine frühe und baulich bescheidene Phase des Burgenbaues heraus, die anderswo so bisher so fehlen, einfach weil diese Art von Burg früh aufgegeben wurde oder von baulich weit aufwändigeren Burgen des 12./13. Jahrhunderts überlagert worden sind, so dass eben wirklich nur die Archäologie sie noch fassen kann.

Ein erstes und bisher leider wenig bekanntes Beispiel ist hier der „Salbüel“ (Abb. S. 147), eine reine Holzburg im Luzerner Voralpenland, die quellenmäßig nicht fass-

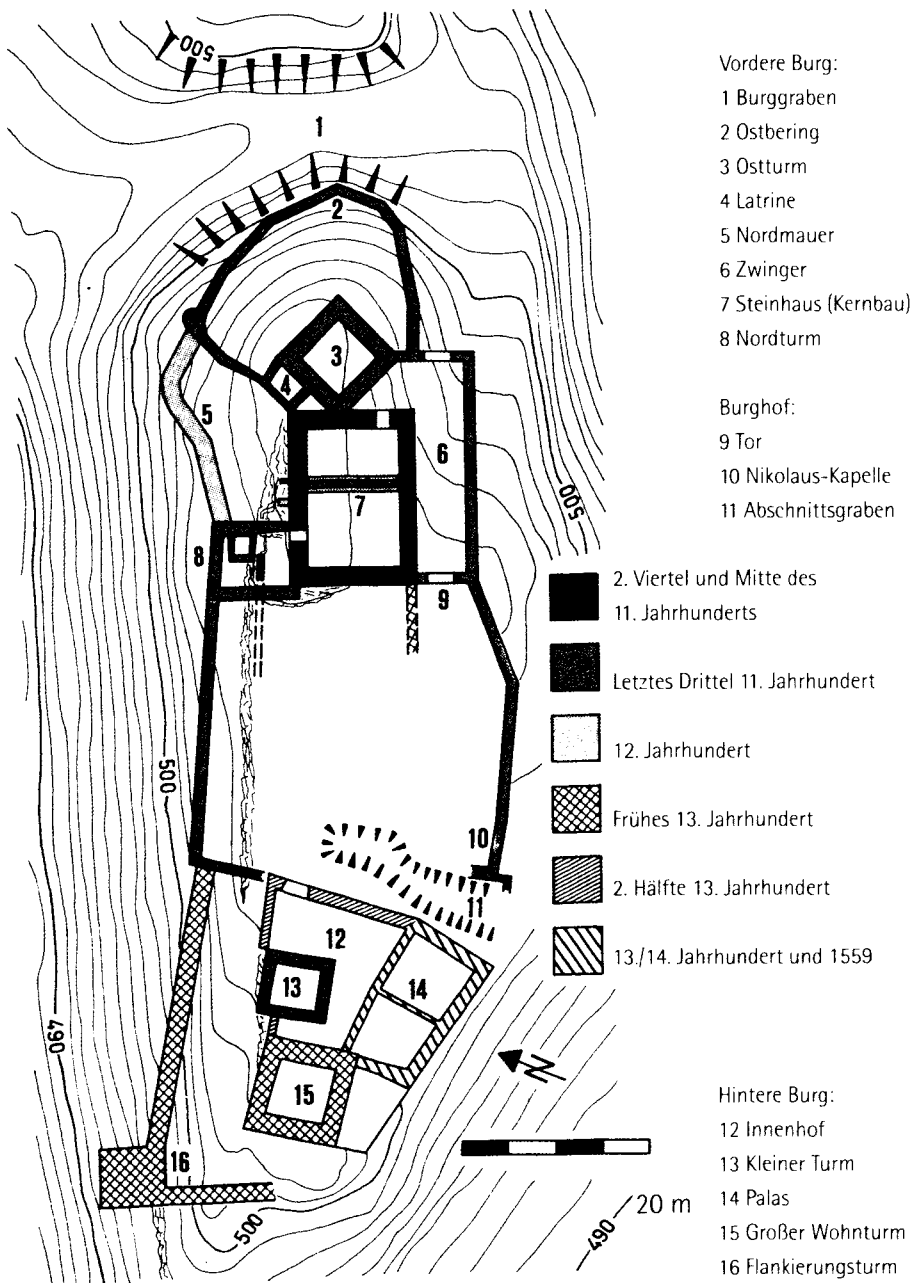
Eben diesen, hier nur gedanklich zu fassenden Übergang vom „Herrenhof“ zur „Burg“ verdeutlicht noch besser ein anderes, etwas jüngeres Beispiel aus dem alpinen Raum, weil die Entwicklung hier nicht früh abbrach, sondern bis ins 14. Jahrhundert



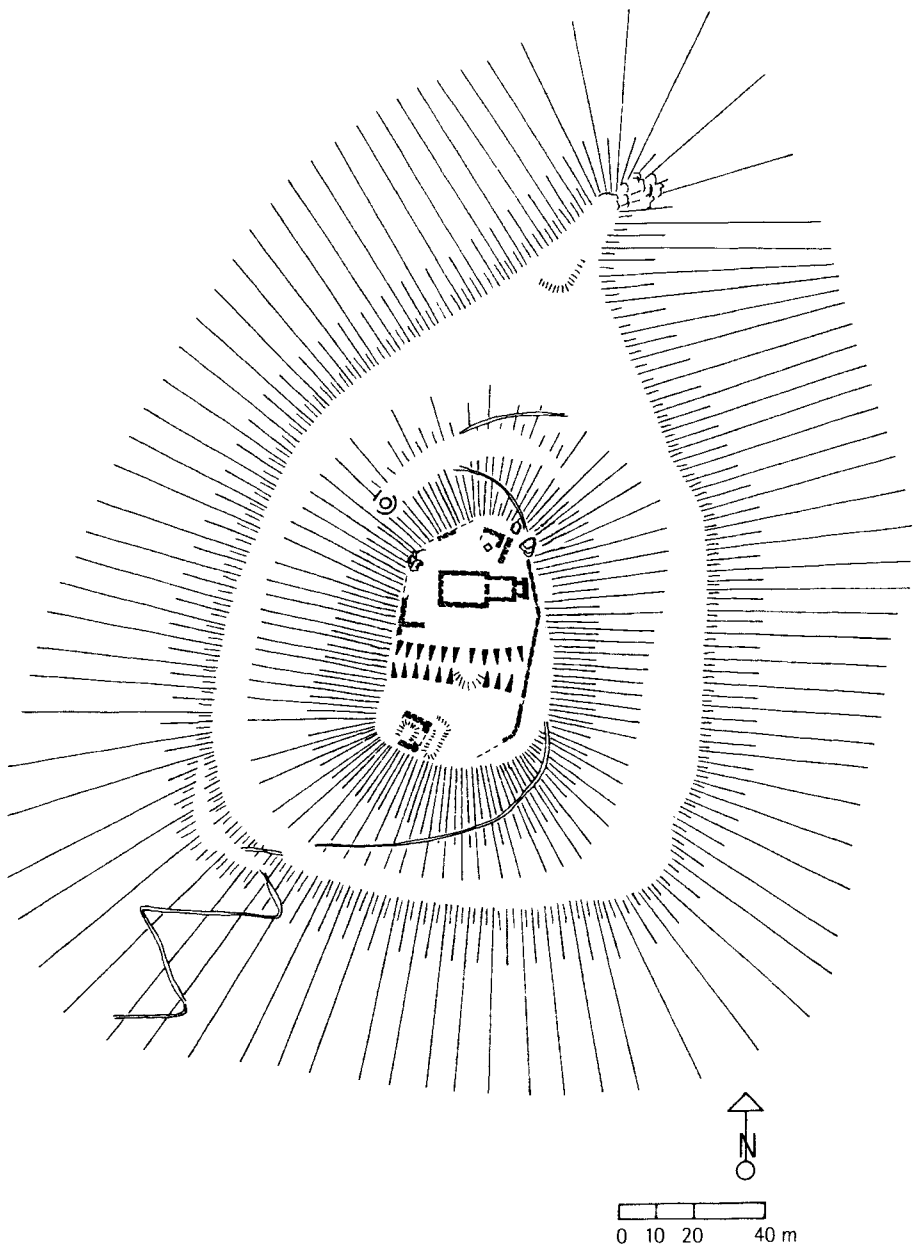
weiter lief (Abb. S. 149). Auch im Falle der seit dem 15. Jahrhundert „Zwing-Uri“ genannten Burg am Saumpfad zum Gotthard bestand anfangs, um 1100 nur ein bescheidenes, wenn auch zum Teil in Stein ausgebautes Gehöft.³⁷ Nach 1200 setzte man mitten in dieses einen kräftigen Wohnturm von regional verbreiteter Art, und nach 1300 schließlich sollte dieser Turm durch eine Ringmauer ergänzt und damit zu einer kleinen Burg ausgebaut werden, was aber abgebrochen wurde. Dabei ist das Beispiel wegen der abgelegenen Region sicherlich ein verspätetes³⁸ – im Rheinland etwa verlief die bis heute ständig zitierte Entwicklung der in den 1950-er Jahren ergrabenen Niederungsburg Alt-Hochstaden prinzipiell ähnlich, aber über ein Jahrhundert früher, also mit einem Beginn noch vor 1000.³⁹

Wendet man sich nun, ohne die Schweiz zu verlassen, der Spitze des Adels und den Anfängen ihres Burgenbaues zu, so ist ein Fall wie die in ihrer historischen Bedeutung schwer zu übertreffende Habsburg im Aargau glücklicherweise recht gut erforscht⁴⁰ (Abb. S. 151). Auch der vor die Mitte des 11. Jahrhunderts zurückgehende Teil der Habsburg – typischerweise später zerstört und erst 1978–83 durch Grabung zurückgewonnen – entstand um einen Wohnturm als ältesten Kern. Allerdings war dieser größer und wurde bald durch einen weiteren, nun bergfriedartigen Turm, eine Ringmauer, diverse Anbauten und einen erstaunlich frühen Torzwinger ergänzt; zudem nutzt er einen weithin beherrschenden Berg, nicht einen unauffälligen Hügel wie der Salbüel oder Zwing-Uri.

Wirft man nun nach diesen wenigen, aber gut erforschten und aussagefähigen schweizerischen Beispielen einen vergleichenden Blick in das Kernland von Württemberg, dann führt das zunächst zu einer recht umfassenden Enttäuschung. Vor der Kante der schwäbischen Alb gibt es zwar die berühmte Reihung eindrucksvoll isolierter Zeugenberge, die Burgen fast stets ebenso herausragender Geschlechter getragen haben – aber wie diese Burgen in ihrer Anfangsphase ausgesehen haben, das wissen wir bis heute nicht. Auf dem Hohenstaufen, der Limburg (Abb. S. 152), der Teck, der Achalm, dem Hohenzollern, dem Rotenberg bzw. der Burg Württemberg – um nur die berühmtesten Namen zu nennen – findet man heute kaum noch mittelalterliche Baureste. Wo solche doch in geringem Umfang erhalten oder freigelegt sind, da fehlen wissenschaftliche Untersuchungen, insbesondere archäologisch orientierte Grabungen, um diese einzuordnen und zu interpretieren.⁴¹ Es überrascht in diesem Zusammenhang denn auch nicht, dass 1991 in den regional sonst recht dichten Bänden „Burgen der Salierzeit“ ein baden-württembergisches Kapitel fehlte.



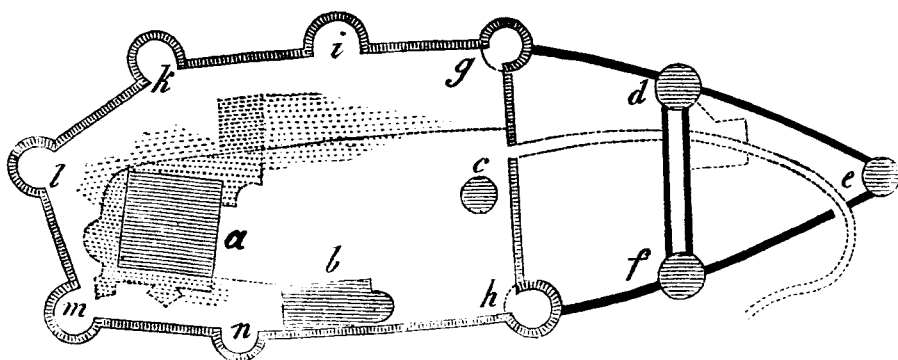
Habsburg im Aargau (Schweiz), Baualterplan nach Peter Frey.



Limburg bei Weilheim an der Teck, Grundriss (Neuzeichnung Günter Schmitt) mit den 1913/14 freigelegten, heute kaum noch erkennbaren Mauerresten. Obwohl die Reste praktisch undatiert sind, handelt es sich um eine der besterforschten frühen Burgen in Württemberg.

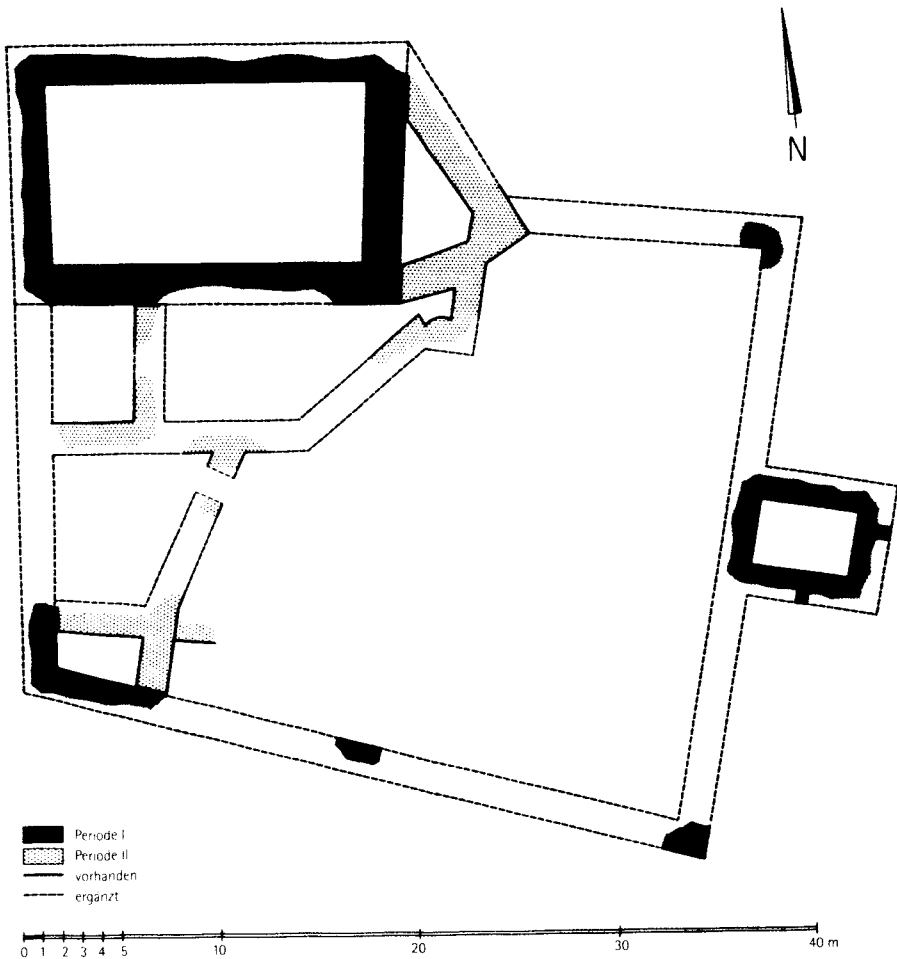
Warum es nun gerade im Herzen Württembergs und auf historisch so eminent wichtigen Objekten bisher so auffällig wenig Burgenarchäologie gibt, entzieht sich meiner Kenntnis. Überraschend ist es durchaus, wenn man vor allem auf das alemannische Nachbarland der Schweiz mit seiner seit langem blühenden archäologischen Burgenforschung blickt. Auch in Baden hat es in den letzten Jahrzehnten zumindest vereinzelte Burgengrabungen gegeben, etwa mehrfach durch den leider verstorbenen Dietrich Lutz⁴² oder, sehr beachtet trotz relativ später Befunde, in Eschelbronn bei Heidelberg⁴³ oder auf der Birchburg im Breisgau⁴⁴. Und selbst im Elsass, wo die Randlage innerhalb Frankreichs vielerlei Einschränkungen mit sich bringt, gibt es eine vor allem private Burgenarchäologie, die lange eher im Verborgenen blühte, aber seit etlichen Jahren doch über eine recht beachtete Spezialzeitschrift verfügt.⁴⁵

Fraglos ist in Deutschland das Denken weit verbreitet, dass letztlich nur eine sog. „Notgrabung“ legitim und finanziell vertretbar sei, die der Rettung anderenfalls unrettbar verlorener Befunde dient – während man sich z. B. in der Schweiz, aber auch hier und dort in weiteren Nachbarländern, durchaus noch die „Forschungsgrabung“ leistet, bei der einiges Geld „nur“ für einen historischen Erkenntnisgewinn ausgegeben wird. Aber selbst wenn dies einen Erklärungsansatz auch für Württemberg bieten würde, bliebe ja dennoch offen, woher dieser Unterschied des Engagements für die Wissenschaft letztlich kommen mag.



Burg Hohenzollern, Rekonstruktionsversuch des Zustandes bis 1423 mit Fundamenten im Westteil des Innenhofes, die beim Neubau 1850–67 festgestellt wurden. Bei „a“ dürfte es sich um einen frühen Wohnturm gehandelt haben, „b“ ist die im Kern romanische, noch stehende Michaeliskapelle. Die übrigen Mauern und Türme waren fraglos spätmittelalterlich.

Ein besonders früher, quasi noch vor-archäologischer Befund kann vielleicht andeuten, dass die hochadeligen Höhenburgen auch der Schwäbischen Alb sich in das allgemeine Bild des frühen Burgenbaues eingefügt haben dürften. 1870 nämlich wurde eine Skizze der Reste publiziert, die beim Neubau der Burg Hohenzollern 1850–67 zum Vorschein gekommen waren. Auch hier scheint ein mächtiger Turm (a auf Abb. S. 153) existiert zu haben, neben dem wohl bereits eine Kapelle (b) den zweiten steinernen Kern der Burg bildete. Für ein derartiges Paar aus Wohnturm und Kapelle als ältester Burgekern gibt es Vergleichsbauten aus Österreich und dem Alpenraum, die hier aber nicht detaillierter vorgestellt werden können.⁴⁶



Baldenstein („Altes Schloss“ bei Gammertingen), Grundriss nach Grabungsbefunden.

Ein modern ergrabenes Beispiel einer Wohnturmburg ist das „Alte Schloss bei Gammertingen“, das nur mühsam als jenes Baldenstein identifiziert werden kann, auf dem vermutlich vom späten 11. Jahrhundert bis zum mittleren 12. Jahrhundert die Grafen von Gammertingen saßen – ein Geschlecht, das dann schon wieder aus der Geschichte verschwand⁴⁷ (Abb. S. 154). Ihre vermutliche Stammburg zeigt grundrisslich gewisse Ähnlichkeiten mit der schon behandelten Habsburg, also einer anderen Grafenburg. Ältester Kern war in beiden Fällen ein rechteckiger Wohnturm, es gab außerdem wohl jeweils einen Torturm. Größe und Komplexität der beiden Burgen, auch die Mehrphasigkeit sind vergleichbar – und dennoch handelt es sich bei den beiden Anlagen einerseits um die „Stammburg“ einer der mächtigsten Dynastien des mittelalterlichen Europas, andererseits um den Sitz einer Familie, die früh verschwand und von der wir fast nichts mehr wissen. Der Vergleich zeigt also, dass uns die Schriftquellen des 10. bis 12. Jahrhunderts ebenso eine Zufallsauswahl des damaligen Adels vermitteln wie die wenigen Grabungen, die bis heute durchgeführt wurden. Von damals in ihrer Ausgangssituation durchaus vergleichbaren Familien schafften manche den Aufstieg in die Führungsschicht des Hoch- und Spätmittelalters und überlebten bis heute – und andere verschwanden schon vor der Stauferzeit wieder von der Bildfläche.⁴⁸

- 1 Burgen der Salierzeit, hrsg. v. Horst-Wolfgang Böhme, 2 Bde., Sigmaringen 1991 (Römisch-Germanisches Zentralmuseum, Monographien, Bd. 25, 26); Neue Forschungen zum frühen Burgenbau, hrsg. von der Wartburg-Ges., München/Berlin 2006 (Forschungen zu Burgen und Schlössern, Bd. 9).
- 2 Als das erste deutsche Werk, das in diesem Sinne Burgen historisch einzuordnen suchte, kann gelten: G. H. Krieg von Hochfelden, Geschichte der Militär-Architektur in Deutschland mit Berücksichtigung der Nachbarländer von der Römerherrschaft bis zu den Kreuzzügen, Stuttgart 1859 (Repr. Wiesbaden 1973). Die dortigen Datierungen waren allerdings völlig willkürlich, worin sich die bis heute so schwer überwindbaren Datierungsprobleme schon ebenso zeigten, wie die oft allzu entspannte Art, sie zu lösen.
- 3 Frühe und gute Beispiele für solche adelsgeschichtlich akzentuierten Publikationen über Burgen sind etwa die Werke des Pfälzer Pfarrers Johann Georg Lehmann, insbesondere die umfangreiche „Urkundliche Geschichte der Burgen und Bergschlösser in ... der bayerischen Pfalz“, 5 Bände, Pirmasens 1857 (Repr. 1969). Für Werke dieser Art dürfte auch die Tradition jener aufwendigen Stammbäume wichtig gewesen sein, die im Adel seit dem Spätmittelalter nötig waren, um den jeweiligen Rang in der Standeshierarchie zu belegen. Durch diese Art genealogischen Arbeitens war viel bis dahin verstreutes Material schon vorgeordnet, freilich auch manches hinzuerfunden worden, um den Rang etwas aufzubessern.
- 4 Otto Piper, Burgenkunde – Bauwesen und Geschichte der Burgen zunächst innerhalb des deutschen Sprachgebietes, 1. Aufl. München 1895, 3. Auflage München 1912 (verschiedene Reprints bis in jüngste Zeit). Eine brauchbare Biographie von Piper scheint bis heute zu fehlen.
- 5 Das gilt insbesondere auch für sein zusammenfassendes, teils erst postum erschienenes Werk „Der Wehrbau Europas im Mittelalter“, Bd. 1–2, Stollhamm 1939–58
- 6 Curt Tillmann, Lexikon der deutschen Burgen und Schlösser, Bd. 1–4, Stuttgart 1958–61.
- 7 Bestandsaufnahme mittelalterlicher Adelsitze (Burgen) in der Bundesrepublik Deutschland, Voruntersuchung, bearb. v. C. Meckseper u. a., Hannover 1979 (Schriften d. Inst. f. Bau- u. Kunstgesch. d. Univ. Hannover, Bd. 3).
- 8 Die fünf „neuen Länder“ nehmen grob die halbe Fläche der alten Bundesrepublik ein, so dass man deren 17 000 Burgen noch einmal rund 8 500 hinzufügen muss. Auch die neuen Länder zerfallen, ähnlich wie die alten, in eine südliche, hügelige bis gebirgige und sehr burgenreiche Zone (Thüringen, südliches Sachsen-Anhalt, Sachsen) und ein burgenärmeres nördliches Flachland. Trotz dieser prinzipiellen Analogie kann die genannte Zahl natürlich um ein paar tausend Burgen „daneben“ liegen.
- 9 Damit kein Missverständnis entsteht: Gemeint sind ausschließlich *mittelalterliche* Adelsitze = Burgen; Adelsitze nachmittelalterlicher Gründung (= Schlösser ohne Vorgängerbauten) sind in dieser Zahl nicht enthalten!
- 10 Wenn man damit auf eine Schätzung von 40–50 000 Burgen im mittelalterlichen deutschen Sprachraum kommt, so sei zum Vergleich die Zahl von 40 000 Objekten zitiert, die man gelegentlich als Schätzung für das heutige Frankreich findet, ohne dass es jedoch eine methodisch nachvollziehbare Basis dafür zu geben scheint. Wenn man bedenkt, dass – bei vergleichbarer Fläche

- hier wohl auch nachmittelalterliche Bauten einbezogen sind, so dürfte diese Zahl eher noch zu niedrig liegen. Für ganz Europa geht die Zahl der Burgen damit jedenfalls in die Hunderttausende.
- 11 Burgenkarte der Schweiz und des angrenzenden Auslandes 1:200 000, Offizielle Karte des Schweizerischen Burgenvereins, 4 Blätter, Wabern 1976–1985; Südtiroler Burgenkarte mit Burgenführer und Detailkarten, hrsg. vom Südtiroler Burgeninstitut, Bozen 1995.
 - 12 Als aktueller und hilfreicher Versuch, den reichen Burgenbestand einer Region nach gegenwärtigem Forschungsstand zu erfassen, ist zu nennen das „Pfälzische Burgenlexikon“, bisher 3 Bände, Kaiserslautern 1999 (Beitr. z. pfälz. Geschichte, hrsg. v. Inst. f. pfälz. Geschichte und Volkskunde, Bd. 12). Natürlich kann ein solches Werk den Forschungsstand nur wenig verbessern; im vorliegenden Falle sind für das Werk einige neue Erkenntnisse historischer Art zusammengetragen worden, aber für Bauforschung und Archäologie der pfälzischen Burgen spiegelt es eine ausgesprochen unbefriedigende Situation.
 - 13 Eine Übersicht der Publikationen von Werner Meyer findet man in: Wider das „finstere Mittelalter“, Festschrift für W. M. zum 65. Geburtstag, red. v. M. Letizia Heyer-Boscardin, Basel 2002 (Schweizer Beiträge z. Kulturgesch. u. Archäologie des Mittelalters, Bd. 29), S. 246–252.
 - 14 Als jüngere grundlegende Veröffentlichung von Hans L. Janssen sei genannt: Tussen woning en versterking – het kasteel in de middeleeuwen, in: 1000 jaar Kasteelen in Nederland – Functie en vorm door de eeuwen heen, red. v. H. L. Janssen, J. M. M. Kylstra-Wielinga und B. Olde Meierink, Utrecht 1996, S. 15–111. Dort findet man (S. 262) auch einen Überblick weiterer Veröffentlichungen von H. L. Janssen.
 - 15 Ich möchte hier festhalten, dass ich mit Hans-Martin Maurer und Werner Meyer jene beiden Persönlichkeiten der letzten Jahrzehnte deutschsprachiger Burgenforschung nenne, deren Leistung für das Gesamtverständnis des Phänomens „Burg“ ich am höchsten schätze. Damit will ich nicht die Leistung anderer Forscher herabsetzen (z. B. auch meine eigene nicht), wohl aber betonen, dass nur die Kombination von intensiven Forschungen im Detail – am Objekt, auf der Grabung, in den Quellen – mit einer ständigen Reflexion über die „großen“ historischen und kulturellen Zusammenhänge zu weiterführenden Erkenntnissen führen kann. Maurer und Meyer haben das in vorbildhafter – dabei übrigens recht unterschiedlicher – Weise und auf hohem Niveau geleistet.
 - 16 Thomas Biller, Die Adelsburg in Deutschland, Entstehung – Gestalt – Bedeutung 2., korr. u. erg. Aufl. (m. verändertem Untertitel), München 1998 (1. Aufl. 1993), insbes. das Kapitel „Staufische“ Burg oder Adelsburg? S. 25–31.
 - 17 E. Kantorowicz, Kaiser Friedrich der Zweite, 2 Bde, Berlin 1927–31.
 - 18 W. Pinder, Die Kunst der deutschen Kaiserzeit bis zum Ende der staufischen Klassik, 2 Bde., (1. Aufl. 1935) 5. bzw. 2. Aufl. 1952 (Vom Wesen und Werden deutscher Formen, Bd. 1).
 - 19 Die letzten, zusammenfassenden Werke von W. Hotz sind: Kleine Kunstgeschichte der deutschen Burg (1. Aufl. 1965), 4. Aufl. Darmstadt 1979, sowie: Pfalzen und Burgen der Stauferzeit – Geschichte und Gestalt, Darmstadt 1981. Eine zusammenfassende Bibliographie von W. Hotz existiert m. W. nicht, jedoch sind viele seiner früheren Publikationen in diesen beiden Büchern zitiert. Vgl. auch meine Auseinandersetzung mit seinen Theorien, die Anm. 16 zitiert ist.

- 20 Die zwiespältige Lage spiegelt sich sehr originell in: Dethard v. Winterfeld, *Die Kaiserdome Speyer, Mainz, Worms, Würzburg* 1993, wo sich der Autor aus Rücksichten auf den Verlag bzw. den Verkauf bereit erklärte, den problematischen Begriff im Titel zu verwenden, ihn aber im Text (S. 14–15) überzeugend demontiert.
- 21 H.-M. Maurer, Burgen, und F. Arens, *Die staufischen Königspfalzen*, in: *Die Zeit der Staufer, Ausstellungskat.* Stuttgart 1977, Bd. 3, S. 119–128 und 129–142.
- 22 A. de Caumont behandelte die Motten in seinem *Abécédaire d'archéologie*, Caen 1869, nachdem er selbst viele Motten ausgegraben und dabei schon festgestellt hatte, dass sie Holzbebauung getragen hatten. Vgl. a. C. Schuchhardt, *Die Burg im Wandel der Weltgeschichte*, Wildpark-Potsdam 1931 (*Museum der Weltgeschichte*), S. 197–200.
- 23 Vgl. etwa das *Handbuch der Architektur*, 2. Teil, 4. Band: August v. Essenwein, *Die Kriegsbaukunst*, Darmstadt 1889, S. 45/46.
- 24 Zuletzt, m. Lit.: H.-W. Heine, *Frühe Burgen in Niedersachsen (10. –12. Jh.)*, in: *Neue Forschungen* (Anm. 1), S. 49–66, hier: S. 56–58.
- 25 Vgl. Anm. 1.
- 26 Vgl. den jüngst erschienenen Tagungsband der Wartburg-Gesellschaft (Anm. 1).
- 27 Aufgehende Bausubstanz von Burgen aus vorstauferischer Zeit ist auch im alemannischen Raum ausgesprochen selten; ein weitgehend vollständig erhaltener Wohnturm wie etwa auf der Lenzburg (Peter Frey, *Schloss Lenzburg, neue Erkenntnisse zur Bau- und Siedlungsgeschichte*, in: *Nachrichten des Schweizerischen Burgenvereins*, Bd. 15, 1987, S. 2–7) und die Wand des Wohnturmes in Dreieichenhain (Hessen; vgl. zuletzt und mit Überblick über die Literatur, die weitgehend von K. Nahrgang stammt: H. W. Böhme, *Burgen der Salierzeit in Hessen*, in: *Rheinland-Pfalz und im Saarland*, in: *Salierzeit* (vgl. Anm. 1), Bd. 2, S. 7–80, hier: S. 24–27) seien hier als Beispiele erwähnt. Die beste Zusammenfassung der seltenen Bauforschung an Burgen und frühen Schlössern in Baden-Württemberg, der Band III der „*Südwestdeutschen Beiträge zur historischen Bauforschung*“ (1996), belegt in ihren Aufsätzen und Notizen, dass die erfasste Bausubstanz nirgends vor das 13. Jh. zurückreicht.
- 28 H.-M. Maurer, *Die Entstehung der hochmittelalterlichen Adelsburg in Südwestdeutschland*, in: *Zeitschrift für die Geschichte des Oberrheins (ZGO)*, 117 (N. F. 78), 1969, S. 297–332. Weitere grundlegende Arbeiten von Maurer: *Bauformen der hochmittelalterlichen Adelsburg in Südwestdeutschland*, in: *ZGO* 115 (N. F. 76), 1967, S. 61–116. – Ders. *Rechtsverhältnisse der hochmittelalterlichen Adelsburg vornehmlich in Südwestdeutschland*, in: *Die Burgen im deutschen Sprachraum – ihre rechts- und verfassungsgeschichtliche Bedeutung*, hrsg. v. H. Patze, 2 Bde, Sigmaringen 1976 (Vortr. u. Forsch., hrsg. v. Konstanzer Arbeitskr. f. mittelalterliche Geschichte, Bd. XIX), Bd. 2, S. 77–190. – *Burgen*, in: *Die Zeit der Staufer, Ausstellungskatalog* Stuttgart 1977, Bd. 3, Stuttgart 1977, S. 119–128.
- 29 Wichtig insbesondere (damals noch nach unveröffentlichtem Manuskript): Karl Schmid, *Geblüt, Herrschaft, Geschlechterbewußtsein – Grundfragen zum Verständnis des Adels im Mittelalter* (Habil. 1961), Sigmaringen 1998 (Vortr. u. Forschungen, hrsg. v. Konstanzer Arbeitskreis f. mittelalterl. Geschichte, Bd. 44).

- 30 C. Wilsdorf, L'apparition des châteaux en Haute-Alsace d'après les textes (1000–1200), in: 101e congrès des Sociétés savantes, Lille 1976, archéologie, S. 61–76. Zu Hoh-Eguisheim: Chr. Wilsdorf, Le château de Haut-Eguisheim jusqu'en 1251 (Régestes), in: Revue d'Alsace, 106, 1980, S. 21–36, und ders., Le château de Haut-Eguisheim, in: Congrès archéologique de France, 136, 1978 (ersch. 1982), S. 54–175. – Vgl. a. Thomas Biller und Bernhard Metz, Anfänge der Adelsburg im Elsaß in ottonischer, salischer und frühstaufischer Zeit, in: Salierzeit (Anm. 1), Bd. 2, S. 245–284.
- 31 Vgl. Anm. 13.
- 32 Dies hatte gerade Werner Meyer immer wieder betont (etwa jüngst: Burgenbau, Siedlungsentwicklung und Herrschaftsbildung im Jura in der Zeit um 1000, in: Jean-Claude Rebetez (Hrsg.), La donation de 999 et l'histoire médiévale de l'ancien Evêché de Bâle. Porrentruy 2002, S. 71–100), hat aber damit wohl eher weniger Gehör gefunden. Die einen Burgenforscher sind nun einmal durch das monumental Bauliche geprägt, die anderen durch die Schriftquellen – und beides trifft hier nicht zu.
- 33 M. Groten, Die Stunde der Burgherren – Zum Wandel adeliger Lebensformen in den nördlichen Rheinlanden in der späten Salierzeit, in: Rheinische Vierteljahrsblätter, Jg. 66, 2002, S. 74–110.
- 34 Diese Behauptung nämlich wurde mir schon gelegentlich unterstellt, was aber voraussetzt, dass man nicht wirklich zugehört hat.
- 35 Zusammenfassend: Michael Müller-Wille, Mittelalterliche Burghügel („Motten“) im nördlichen Rheinland, Köln, Graz 1966 (Beihefte der Bonner Jahrbücher, Bd. 16).
- 36 H. Schneider/W. Meyer, Pfostenbau und Grubenhaus – zwei frühe Burgplätze in der Schweiz, Basel 1991 (Schweizer Beiträge z. Kulturgesch. u. Archäol. des Mittelalters, 17). – Vgl. ferner: W. Meyer, Die Erd-Holzburg „Salbüel“ bei Hergiswil, Provisorischer Bericht über d. Ausgrabung e. Holzburg im Luzerner Hinterland, in: Heimatkunde des Wiggertals, 40, 1982, S. 113 ff. – W. Meyer, Burgenbau und Herrschaftsbildung zwischen Alpen und Rhein, in: Salierzeit (Anm. 1), Bd. 2, S. 318–321.
- 37 W. Meyer, Die Ausgrabungen auf Zwing Uri, in: Die bösen Türnli, Archäologische Beiträge zur Burgenforschung in der Urschweiz, Olten/Freiburg 1984 (Schweizer Beiträge z. Kulturgesch. u. Archäol. des Mittelalters, 11), S. 63–88.
- 38 Ich bitte bei der Wahl meiner Beispiele in diesem Aufsatz zu beachten, dass der zugrunde liegende Vortrag in Göppingen gehalten wurde und dass ich als Elsass-Spezialist gelte. Man hatte mich daher darum gebeten, mein Material primär aus dem alemannischen Raum zu wählen.
- 39 Grundlegend der Grabungsbericht: Adolph Herrnbrodt, Der Husterknupp, eine rheinische Burganlage des frühen Mittelalters, Köln-Graz 1958 (Beihefte der Bonner Jahrbücher, 6). Zur heutigen Datierung vgl. R. Friedrich, Salierzeitliche Burganlagen im nördlichen Rheinland, in: Salierzeit (Anm. 1), Bd. 1, S. 177–194.
- 40 P. Frey, Die Habsburg im Aargau, in: Salierzeit (Anm. 1), Bd. 1, S. 331–351.
- 41 Zu den Ausgrabungen auf der Limburg 1913/14 vgl. die allzu kurzen Notizen bei K. Dreher, Weilheim a. d. Teck einst und jetzt, Weilheim 1939. Zur Archäologie auf dem Hohenstaufen vgl.: Archäologische Zeugnisse vom Hohenstaufen, Die Grabungen von 1935 bis 1938, Beitr. von W. Lang, M. Bachteler u. a., Göppingen 1996 (Veröff. d. Stadtarchivs Göppingen, Bd. 34).

- 42 Dietrich Lutz hat kaum monographische Publikationen zu verzeichnen, da er meist nur kurze Berichte über Grabungen seines Zuständigkeitsgebietes (Reg.-Bez. Karlsruhe) in den Reihen und Zeitschriften des Landesdenkmalamtes publizierte, die wiederum nur zum kleineren Teil Burgen behandelten. Ein Überblick auch nur über wichtigere Publikationen fällt daher schwer; man sieht etwa die Jahrgänge 1970–90 der Archäologischen Ausgrabungen in Baden-Württemberg.
- 43 T. Mittelstrass, Eschelbronn – Entstehung, Entwicklung und Ende eines Niederadelssitzes im Kraichgau (12.–18. Jh.), Stuttgart 1996 (Forschungen u. Berichte d. Archäologie d. Mittelalters in Baden-Württ., Bd. 17), Textband u. Beilagen.
- 44 Zu den Ausgrabungen der Birchiburg vgl.: Archäologische Ausgrabungen in Baden Württemberg, Berichte von M. Fröhlich und H. Steuer in allen Bänden seit 1999, zusammenfassend 2002, S. 238–243 m. Lit. Ferner M. Fröhlich, Burg und Bergbau, in: Zeitschr. f. Archäologie d. Mittelalters, 31, 2003, S. 208–210.
- 45 Châteaux forts d'Alsace, Hrsg. Centre de recherches archéologiques médiévales de Saverne (Bd. 1–5: Etudes médiévales = Pays d'Alsace, jeweils no. hors série), 1983 ff. (bisher letzter Band: 7, 2005).
- 46 Vgl. z. B. die Publikationen von A. Klaar über frühe niederösterreichische Burgen, insbes. A. Klaar, Die Burgen Gars-Thunau, Raabs und Schallaburg, in: Unsere Heimat, Jg. 36, 1965, Nr. 7/9, S. 121 ff. Im Aostatal ist zudem die hoch interessante, aber leider noch nicht untersuchte Burg Cly zu nennen; vgl. bisher die Stichworte in: Thomas Biller, Burgen und Türme im Val d'Aosta – zum Forschungsstand, m. Lit., in: Château Gaillard 2004 (Grenoble) Caen 2006.
- 47 In den 1960er-Jahren ergraben, später publiziert von B. Scholkmann, Burg Balenstein – Das „Alte Schloß“ bei Gammertingen, Sigmaringen 1982.
- 48 Eine Schlussbemerkung: Der diesem Aufsatz weitgehend entsprechende Vortrag in Göppingen (12. 11. 2005) rief – trotz seiner wissenschaftlichen Diktion – überraschenderweise eine Reihe fast emotionaler Reaktionen hervor. Ein renommierter Mediävist bestätigte einerseits meine Skizze einer isolierten, wenig unterstützten Forschung, aber es gab auch Äußerungen, die die Empfindung spiegelten, geradezu attackiert worden zu sein. Soweit diese Äußerungen von interessierten Laien kamen – die man in der „Gesellschaft für staufische Geschichte“ in erfreulicher Zahl findet –, sind sie erklärlich, denn in Laienkreisen ist es eher selten bewusst, wie wenig von unserem vermeintlichen Wissen auf methodisch sauberen Untersuchungen beruht. Unverständlich war mir dagegen die Äußerung eines Historikers, der offenbar missverstanden hatte, ich hätte Untersuchungen von Einzelbauten oder des Burgenbaues bestimmter Regionen negativ bewertet – obwohl er Publikationen von mir selbst erwähnte, die das Gegenteil verdeutlichen. Unklärlicherweise war dem Diskutanten die hohe Meinung entgangen, die ich über die Forschung seit den 1960er-Jahren formuliert hatte.
Daher ein weiteres Mal: Was der deutschen Burgenforschung chronisch fehlt, sind Organisation, finanzielle Förderung und (daher auch) übergreifende Fragestellungen, die ein Zusammenwirken der vielfältigen Ansätze erlauben würden – viele vorgelegte Einzelleistungen sind jedoch gerade unter diesen Umständen besonders anerkennenswert!